



Mach dir nie mehr Sorgen um Geld.

Staunen und Grübeln über Ökonomie in Gemeinschaft

von Michael Würfel

Ich wollte immer reich sein. Oder wenigstens genug Geld haben, um diese unangenehme Enge loszuwerden, die meine Kindheit begleitet hat. Meine alleinerziehende Mutter war lieb und großzügig, aber als ich zum Jugendlichen wurde, bekam ich mit, wie es hinten und vorn nicht reichte, wie sie zum überzogenen Girokonto noch diesen und jenen Kredit aufnahm und dabei zur Beute von Finanzberater und Bausparkassenvertreter wurde. Das würde mir nicht passieren. Ich hatte genug Comics mit Dagobert Duck gelesen, um zu wissen, dass die richtige Idee reicht, und da ich immer Ideen für Unternehmen, Bücher und Filme hatte, war es nur eine Frage der Zeit, bis eine davon zünden und Geld in meine Kasse spülen würde.

Das hat tatsächlich ein halbes Leben lang funktioniert. Nicht das reich werden, aber das Glauben daran, dass das noch passieren würde. Und das, obwohl ich keine Karrierepfade ging, sondern in der Alternative und schließlich in einer Gemeinschaft so ziemlich am Ende der bewohnten Welt gelandet bin. Mein Glaube war stabil. Und Glaube lässt sich von offensichtlichen gesellschaftlichen Realitäten überhaupt nicht beeindrucken. Faszinierend, wie lange es gedauert hat zu merken, dass ich nicht nur definitiv nicht reich werden würde, sondern dass auch ein sorgenfreies ökonomisches Dasein durch meine Lebensentscheidungen nicht gewährleistet sein würde. Ich begriff: reich wird man nur in Ausnahmefällen komplett aus eigener Anstrengung. Vom Goldgräber zum Millionär, das ist gar nicht die Regel. Die meisten Menschen mit Geld hatten Eltern mit Geld. Und meine tollen Ideen... waren nie toll genug. Das war ebenfalls eine schwer verdauliche Nachricht. Meine Filme, meine Bücher, meine Unternehmungen – alles ganz ok. Hinter den Sieben Bergen, wo ich wohne, werde ich dafür geschätzt, aber die jungen Filmgenies am Puls der Zeit, die Literaturtalente im weltweiten Kulturbetrieb oder Startups in Silicon Valley – das ist dann alles doch nochmal was anderes. Und als hätte ich mit dem Glauben auch noch mein Glück verloren, ist es plötzlich ökonomisch eng geworden bei uns in der Familie.

Allein tun sich mir immer wieder finanzielle Möglichkeiten auf, aber innerhalb meiner Gemeinschaft Sieben Linden, in der wir finanziell jeweils für uns selbst verantwortlich sind, teile ich mein Geld mit drei Erwachsenen und drei Kindern, und die verdienen noch weniger als ich. Alles, was ich verdiene, wird von unseren geteilten Finanzzwängen und Bedürfnissen absorbiert. Nachdem es sich 11 Jahre lang gut angefühlt hat, unser Geld zu teilen, habe ich jetzt manchmal das Gefühl, mein Geld abzugeben. Meine Strategie: Mehr verdienen. Also denke ich darüber nach, mich irgendwo anstellen zu lassen. Die nächste Ernüchterung wartet da schon: Ich hab mich noch nie irgendwo beworben, und obwohl ich denke, dass ich eigentlich alles kann und vieles ja auch schon gemacht habe, sehen der Arbeitsmarkt und seine Türsteher das möglicherweise anders. Reich sein ist nicht mehr das Ziel; ein bisschen Puffer auf dem Konto wäre schön.

Nie mehr Sorgen um Geld

In ausgerechnet dieser Situation fahre ich für eine knappe Woche in die Kommune Niederkaufungen, um einen Artikel über die seit langem bestehende und stabil funktionierende gemeinsame Ökonomie von rund 80 Leuten zu schreiben. Ich wollte den Geld teilenden Kommunen im eurotopia-Verzeichnis schon immer mal meinen großen Respekt dafür ausdrücken, diesen weiteren Schritt im Gemeinschaftsleben zu gehen; eigentlich wollte ich mal für ein paar Monate dabei sein. Jetzt werden es nur vier Tage sein, aber erste Einblicke werde ich bekommen und 1000 Fragen sind willkommen, schrieb mir Uli Barth, der die Kommune mitgegründet hat und, inzwischen im Rentenalter, in der Verwaltung arbeitet. Er erklärt mir, dass es immer eine politische Idee war, nicht nur das Geld zu teilen, sondern auch so was wie Erbschaften zu solidarisieren. Die Reichen in einer Gesellschaft sollten nicht reicher werden, während die Armen arm bleiben und ärmer werden. Und es hat schnell sehr gut funktioniert in der Kommune, mit dem geteilten Geld der ersten Mitglieder kam genug Eigenkapital zusammen, um die ersten Gebäude kaufen zu können.



*Fachwerkhäuser in Niederkaufungen bei Kassel
- ein paar der Dächer gehören zur Kommune.*

Die Alltagsökonomie wurde über Arbeitsbereiche aufgebaut, die jeweils Geld erwirtschaften, das über Löhne in die gemeinsame Kasse gezahlt und dann allen in Form von Wohnraum, Essen und Bargeld zur Verfügung steht. Am Anfang waren das unter anderem ein Bautrupp, eine Gärtnerei, eine Tischlerei, ein Tagungshaus. Später kam die Tagespflege, Hofladen, Saatgut, Tierhaltung, Kita und anderes dazu. Aus der gemeinsamen Kasse können sich die Kommunard*innen bedienen, wenn sie Geld brauchen.

Beträge bis 150 Euro einfach so, Beträge ab 150 Euro mit einer Ankündigung.

Aus der Alltagskasse, die sich auch aus Selbstständigkeits-, Sozialleistungen etc. speist, fließt monatlich ein Betrag in die Rentenkasse, der, wenn nötig, die gesetzliche Rente aufstocken soll. Dafür wird für jedes einzelne Kommunemitglied Buch darüber geführt, wie hoch die gesetzliche Rentenerwartung ist und wie viel monatlich angespart werden muss, damit zum Renteneintrittsalter eine geringe, aber voraussichtlich ausreichende Grundrente ausgezahlt werden kann. Wenn der/die Rentner*in dann noch in der Kommune ist, fließt diese Rente statt Lohn in die Alltagsökonomie. Das Geld in der Rentenkasse wird konservativ und nach ethischen Gesichtspunkten angelegt.

Der dritte Topf ist die erwähnte Vermögensökonomie. Wer Vermögen hat und in die Kommune eintritt, zahlt das an den Kommuneverein, der das Geld investiert: Gebäude, Solaranlagen, jetzt ein Stromspeicher. Auch Erbschaften gehen in dieses Vermögen. Sinnvoll wäre, so Uli, wenn das eine Stiftung wäre und das Vermögen entsprechend geschützt. Denn sonst könnte auch mal eine Bewohner*innengeneration beschließen, das Geld einfach auf den Kopf zu hauen. Aber das Interesse daran, die ökonomische Struktur weiter zu verbessern, ist gering – Uli drückt sich diplomatisch aus und wirkt zufrieden, aber ich ahne, dass eine so durchdachte Struktur wie die der Kommune von Menschen abhängig ist, die Lust auf solche Innovationen haben, und von Kommunard*innen, denen das wichtig ist. Aktuell wird sogar die Vereinbarung, Geldentnahmen ab 150 Euro zu begründen, nicht mehr von allen eingehalten. Ein Statement dazu: „Wer diese Begründungen verlangt, hat einfach nicht genug Vertrauen und sollte sich lieber mal um dieses Problem kümmern.“ Also lieber Therapie machen als